

Peter Milan Jahn: Vom Roboter zum Schulpropheten – Hanso Nepila (1766–1856). Domowina-Verlag: Bautzen 2010 (Schriften des Sorbischen Instituts/Spisy Serbskeho instituta; 52), 844 S.

Ein Beispiel dafür, wie Familien-, Orts- und Landesgeschichte aus alten Quellen erschlossen und detailgetreu erzählt werden kann, ist die 844 Seiten umfassende mikrohistorische Schrift des Ethnologen und Historikers Peter Milan Jahn, die 2010 unter dem Titel „Vom Roboter zum Schulpropheten – Hanso Nepila (1766–1856)“ in der Schriftenreihe des Sorbischen Instituts Bautzen erschien. Mit dieser Arbeit wollte der Autor Nepilas Leben in der ehemaligen Standesherrschaft Muskau „durch chronologische Tiefenschärfe und Detailtreue im kleinen Raum, durch mikroskopische Momentaufnahmen und eine dichte, ethnologisch geschulte Erzählweise“ bildhaft veranschaulichen (S. 37).

Mikrogeschichtliche Untersuchungen versuchen über detaillierte Analysen kleinerer Forschungseinheiten historische Erkenntnisse zu gewinnen. Die Faktenanalyse innerhalb des gewählten Rahmens ermöglicht zugleich Aussagen zur nächsthöheren Ebene. Dies ist besonders dann der Fall, wenn zahlreiche und dichte Quellenbestände vorhanden sind und für die Endaussagen unterschiedliche Quellengruppen herangezogen werden können. So entstand durch Jahns Forschung ein vielschichtiges Bild vom Leben der Bauern in der Muskauer Heide, das bis ins Reformationsjahrhundert zurückreicht und bisher noch nie in einer solchen Komplexität wissenschaftlich erschlossen wurde. Für die Sorabistik ergibt sich der besondere Wert des Buches aus der Tatsache, dass das schwach besiedelte Heideland – über Jahrhunderte die Grenze zwischen Ober- und Niederlausitz und der obersorbischen und niedersorbischen Sprache – in beeindruckender Weise territorialgeschichtlich untersucht wurde. Die Region um Schleife war zudem durch ihren besonderen sorbischen Dialekt ein Bindeglied zwischen Ober- und Niedersorbisch und stellte in historischer Sicht die Verbindung zu den weiter östlich gesprochenen und im 17. Jahrhundert erloschenen sorbischen Dialekten dar.

Die vorliegende Publikation ist innerhalb der sorabistischen Publikationen die erste unter mikrohistorischem Blickwinkel verfasste Forschungsarbeit. Der Autor hatte über ein Jahrzehnt zum Thema geforscht und ein immenses Grundlagenmaterial, darunter zahlreiche aus bisher unausgewerteten Quellen stammende Informationen, zusammengetragen (S. 807–813). Die 2 673 Fußnoten und ein 25-seitiges Literaturverzeichnis bestätigen die aufgewandte Mühe. Viele Informationen stammen aus selten genutzten Archiven: aus der Superintendentur Weißwasser, den Pfarrämtern Dissen (NL), Gaußig, Nochten, Schleife (OL), den Gemeindearchiven Kleinwelka, Schleife sowie aus Privatarchiven. Ergiebigste Quelle war das Staatsfilialarchiv Bautzen, das u. a. die Akten der ehemaligen Standesherrschaft Muskau aufbewahrt. Den Hauptteil des Buches bilden 617 Seiten mit wissenschaftlichen Texten, der Anhang enthält auf 160 Seiten die vom Autor übersetzten sorbischen Texte Hanso Nepilas.

Die Einleitung im 1. Kapitel (S. 15–25) beschäftigt sich mit den methodischen, philosophischen, fachgeschichtlichen und quellenkundlichen Aspekten des gewählten Themenkomplexes und mit Erläuterungen zu früheren wissenschaftlichen Untersuchungen sowie – generationsübergreifend – zu Hanso Nepila, seinen Vorfahren und Verwandten. Hier wäre m. E. der günstigste Platz gewesen, dem mit dem Forschungsgegenstand weniger vertrauten Leser Hanso Nepila und dessen schriftlichen Nachlass als den Hauptbezugspunkt der mikrohistorischen Fallstudie vorzustellen. Es ist ja das einzige sorbischsprachige Beispiel für die bis ins 19. Jahrhundert für wertlos angesehenen bäuer-

lichen Selbstzeugnisse, deren Wert Jan Peters in der komparatistischen Anthologie „Mit Pflug und Gänsekiel“ (2003) nachwies, für die ihm Peter Milan Jahn damals das Material über Nepila zur Verfügung gestellt hatte. Unter den von Peters präsentierten 20 Beispielen bäuerlicher Selbstzeugnisse befanden sich sowohl die Schriften des wendländischen Bauern Johann Parum Schulze als auch des heidewendischen Hanso Nepila, deren slawische Vorfahren um das 1. Jahrtausend von ihren deutschen Nachbarn unterworfen worden waren.

Die Recherchen Jahns setzen in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges an, als Nepilas Großvater Hans Maluschka als Wiedereinrichter den väterlichen Hof in Rohne übernahm. Jahn beschreibt Nepilas nähere Heimat, die wenig ertragreiche Landwirtschaft und das daraus resultierende kümmerliche Dasein der Heidebauern. In „Vergessenes Unglück“ (S. 47–53) wurde, anknüpfend an das von Nepila beim Pflügen ungenutzten Ödlands unweit der sog. Schwedenschanze ausgepflügten verkohlten Holzes von den überlieferten Erinnerungen der Rohner Dorfbewohner an den Krieg berichtet. Nach ihren vom Hörensagen gespeisten Erinnerungen war das „Wobryce“ (dt. Schanze; Jahn: „Umgrabung“) genannte Flurstück im Dreißigjährigen Krieg von schwedischen Truppen gebaut worden. Das Unterkapitel „Tabula rasa (1643–1647)“ (S. 54–59) beschreibt die letzten Jahre vor Abschluss des Westfälischen Friedens. Johann Gottlieb Mischke gibt in seinem Buch „Das Markgrafthum Ober-Lausitz“ dazu an: „Gablenz: 1631 erhielt der Ort Einquartierung von den Oesterreichern, 1632 grassierte die Pest. Im 30jährigen Kriege große Theuerung und Hungersnoth. [...] Die hiesigen Einwohner sollen sich mit Mergelerde erhalten haben.“ Zu Muskau schrieb er: „1631 Einquartierung von Kroaten, die das Schloß und die Stadt plünderten; auch schlugen sie die zinnernen Säрге in den Grüften auf, in der Meinung Geld und Kostbarkeiten darin zu finden; das Landvolk marterten sie zu Tode; 1634, den 24. September, Totalbrand bis auf beide Kirchen. 1637 greuliche Plünderung durch Kaiserliche und Sachsen; die Einwohner wurden dadurch alle verscheucht. 1637 ereignete sich ein 6 Wochen andauernder Heidebrand. 1643 den 7. April Schloßbrand durch die Schweden.“¹

Das 4. Kapitel des Nepila-Buches „Matrilinäre Recherchen – Mikrokosmos der Macht“ (S. 60–139) enthält insgesamt 10, nicht immer chronologisch aufeinanderfolgende Unterkapitel. Das erste gibt einen „Vorbericht zur Entwicklung bäuerlicher Anthroponyme in der Frühen Neuzeit“² (S. 60). Familiennamen entstanden allerdings bereits im späten Mittelalter. Sie waren – beispielsweise am Landregister der Herrschaft Sorau aus dem Jahre 1381 nachweisbar – stets am Besitz des Mannes orientiert, auf dessen Hof die überwiegend namenlosen oder nur einen Rufnamen besitzenden Fronarbeiter arbeiteten. Daraus erklärt sich auch die Häufigkeit der Familiennamen Schulz, Lehmann, Müller, Richter. Eine ähnliche Namensübernahme etablierte sich, als dem in einen Hof Einheiratenden der Name des Hofes beigelegt wurde. Bis zur endgültigen

¹ Johann Gottlieb Mischke, *Das Markgrafthum Ober-Lausitz Königlich Preußischen Antheils, in geschichtlicher, statistischer und topographischer Hinsicht*, Görlitz 1861, S. 201, 180.

A. Werner: *Erhebungen aus den Kirchenbüchern der Stadt- und Hauptkirche zu Guben für die Jahre 1612–1650. II (= Niederlaus. Mittheilungen 1898, H. 8)*, S. 290 ff.

² Jahn setzt davor einen Ausspruch Gotthold Schwelas: „Durch dieses Spezialstudium wird ein Stück Dorfgeschichte vor unseren Augen lebendig.“ Hier bleibt offen, zu welcher Gelegenheit Schwela diesen Ausspruch getan hat.

staatlichen Regelung dieser Namentradition tauchten immer wieder die Namen nebeneinander auf und führten zu vielfältigen Verwirrungen.³

Das Unterkapitel „Reformation in Schleife (1564)“ springt ein ganzes Jahrhundert zurück und berichtet zunächst über die von der Standesherrschaft Muskau in Rohne betriebene Fischzucht, bevor der erste namentlich bekannte Schleifer Pfarrer Anton Fuchs aus Belgard erwähnt wird, der später in die Maluschka-Slabke-Nepila-Familie einheiratete. Zu Fuchs ist hinzuzufügen, dass er 1545 zusammen mit den Muskauern Bartholomaeus Miko und Christophorus Schenckel [richtig: Schönnickel] an der Viadrina immatrikuliert worden war. Christoph Schönnickel sen. war um 1525 Richter in Muskau. Fuchs' Beziehungen zur Standesherrschaft Muskau könnten also über die Muskauer Mitstudenten entstanden sein, zu denen neben zahlreichen Sorauern auch ein Andreas Schoneychen gehört hatte, mit ziemlicher Sicherheit ein Familienmitglied des wohl größten und einflussreichsten Grundbesitzers der Region um Muskau, Sorau, Sprottau und Beuthen, Fabian von Schönaich.⁴

Das Buch Peter Milan Jahns umfasst eine ungewöhnliche Zahl in bewundernswerter Quellenarbeit zusammengetragener Informationen zur Standesherrschaft Muskau, ihren Dörfern, Einwohnern, Pfarrern und Lehrern. Eine wertvolle Ergänzung zur Entwicklung des Volksschulwesens im 18. Jahrhundert sind beispielsweise die Erläuterungen zur Volksaufklärung in der evangelischen Standesherrschaft. (Kapitel 6.4, S. 235–303). Darin würdigt Jahn u. a. die Verdienste des Saganer Abts Johann Ignaz von Felbiger, der 1762 nach Berlin gereist war, um beim Francke-Schüler Johann Julius Hecker schulpädagogische und -methodische Erfahrungen zu studieren. Der Pietist Hecker kam Felbigers Wunsch entgegen und bildete zwei von diesem bestimmte katholische Präparanden aus, deren Namen Jahn nennt (S. 239, 234). Es handelt sich, wie aus anderen Quellen zu erfahren, um Johann Heinrich Coccius aus dem nahe Muskau gelegenen Priebus und Antonius Franciscus Wende aus Freystadt.⁵

Es würde zu weit führen, in einer Rezension alle der in den insgesamt 58 Unterkapiteln behandelten Problemkreise zu besprechen. Es soll an dieser Stelle aber noch einmal unterstrichen werden, dass jedes für sich eine umfassende, gründliche Abhandlung mit zahlreichen bisher kaum oder wenig bekannten Details ist, die einen umfassenden Blick auf und in die Hintergründe der behandelten Themen ermöglichen. Angesichts einer so reichen Informationsmenge, so vieler Ein- und Übersichten, wie sie Jahn in jedem einzelnen Kapitel bietet, ist allerdings das Fehlen eines Registers äußerst bedauerlich, dies umso mehr, als Informationen zu den Geistlichen, Lehrern und anderen Personen aus der Gegend um Muskau überaus spärlich sind.

Trotz der dem umfangreichen Werk zu zollenden Anerkennung sind einige kritische Anmerkungen am Platze. Die auf S. 82 geschilderte Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg dürfte in der wiedergegebenen Form kaum der Wahrheit entsprochen haben,

³ Noch im 19. Jahrhundert ist in Muskauer Gerichtsakten zu lesen: Matthes Bahlo, genannt Wolschk; Christoph Nakoinz, gewöhnlich Hanschko genannt; Halbbauer Matthes Lehmann [...] heißt nach seinem richtigen Namen Haasa; 20. 7. 1828: Hans Mrosko, genannt Bahlo; George Knielitz oder Jurk. Quelle: M. C. F. W. Grävell, Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste, Zweiter Theil, Jena 1837, S. 82 ff., 94.

⁴ Bartholomäus Miko Muscoviensis, 1545 Frankfurt (Oder). Fabian von Schönaich berief am 17. 9. 1564 Jacobus Weis natus in oppido Musca in superiori Lusacia ... ad officium Ludimoderatoris in oppido Musca. Weis wurde später Pfarrer in Gablenz. Christophorus Schönickel wurde am 8. 4. 1561 nach Gretz/Österreich ordiniert.

⁵ Bayerische Schulzeitung, Vierter Jahrgang 1860. Freysing, S. 260, 269.

sondern durch Verlesen der handschriftlichen Quelle entstanden sein. „Bereits einen Tag nach dem ersten Truppeneinfall im Dreißigjährigen Krieg, am 25. September 1631 [...], war der noch junge Pfarrer Petri Blasii⁶ durch ein sauffens Simeons=stündlein von dieser Welt abgefordert worden und sah sich nach einer offenbar mörderischen Zechtour aus diesem krigischen vnruhigen Leben in die Häuser des Friedens transferiret.“⁷ Die Pfarrerswitwe aber hatte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von einem *sanften Simeonsstündlein* gesprochen. Diese Redewendung war nach Luk. 2,25 entstanden und wurde benutzt, wenn von der Sterbestunde eines Menschen gesprochen wurde. Die Schilderung ist auch aus einem weiteren Grunde wenig wahrscheinlich, denn im Dreißigjährigen Krieg wurden viele protestantische Pfarrer von den katholischen Söldnern ermordet. Im Jahre 1631 waren Kroaten auch in Muskau einquartiert, von denen Mischke u. a. berichtet, dass sie das Landvolk zu Tode marterten.⁸ Es ist also durchaus fraglich, ob der Pfarrer Peter Blasius wirklich eines sanften Simeonsstündleins gestorben war, denn Jahn beschreibt das Wüten der Soldateska, unter dem auch die Pfarrerswitwe Elisabeth Blasius mit ihren sechs Kindern schwer zu leiden hatte. (S. 82)

Manche etymologische Deutung greift zu kurz. Erklärungen wie Maluschka – Winzling, Nepila – Faulpelz, Slabke – Schwächling sind zu allgemein, die Bezüge auf sorb. slapaš (S. 73, S. 85) sehr weit hergeholt. In Bezug auf die (S. 73) vermutete Identität des Anwesens Slabina mit dem Slabke-Hof ist hinzuzufügen, dass Slabina nicht wie Slabke (ursprünglich) eine schwächliche Person, sondern auch einen dürtigen Boden mit schwachen Erträgen bezeichnet hat. Das deutsche Verb „versöhnen“ gehört sprachgeschichtlich zu „Sühne“ und nicht zu „Sohn“, sodass man es nicht mit dem zu mama „Mutter“ gebildeten sorbischen Verb *zmamaš* – „versöhnen“ stellen kann. (S. 67)

Auch die Darlegungen zum Schleifer Pfarrer Julius E. Wehlan dürfen nicht unwidersprochen bleiben. Nicht allein die spöttische Ironie: „ein verhinderter Professor übrigens“ (S. 29) rückt Julius E. Wehlan, der als Substitut seines Vaters Johann Wehlan bis zu seinem Tode im Jahr 1892 immerhin 40 Jahre Pfarrer im oberlausitzischen Schleife war, in ein falsches Licht, ebenso der Kommentar Jahns: „Er hätte es lieber gesehen, wenn sich eine wendische Nationalsprache nach dem Vorbild des Obersorbischen herausgebildet hätte“, oder: „Vergeblich hatte er versucht, der Gemeinde diesen fremden Dialekt in seiner Predigt schmackhaft zu machen.“ In Klammern setzt Jahn hinzu: „Das Kirchenvolk bevorzugte seit der Reformation den Schleifer oder Niederlausitzer Dialekt.“ Das erstarkende nationale Bewusstsein der Obersorben, speziell ihrer gebildeten Schichten, hatte im 19. Jahrhundert das Streben nach einer einheitlichen sorbischen Schriftsprache auf die Tagesordnung gesetzt und wurde auch vom Intellektuellen Julius E. Wehlan vertreten. Das Handbuch „*Nowy biografiski słownik*“ nennt ihn Pfarrer, Schriftsteller, Dichter, Grafiker und Verteidiger des Sorbentums und beschreibt auf zwei Druckseiten das beeindruckende Lebenswerk dieses Mannes. Hinzuzufügen ist, dass Julius E. Wehlan auch den ersten sprachwissenschaftlichen Aufsatz zum Schleifer Sorbisch verfasst hat.⁹

Einen „Niederlausitzer Dialekt“, wie Jahn schreibt, aber gibt es nicht, vielmehr gibt es mehrere niedersorbische Dialekte und seit dem 18. Jahrhundert eine niedersorbische Schriftsprache. Der Dialekt von Schleife ist kein rein niedersorbischer Dialekt.

⁶ So statt Petrus Blasius.

⁷ S. 84: Peter Blasius, Opfer eines Saufgelages mit dem Feinde.

⁸ Johann Gottlieb Mischke, a. a. O., S. 180.

⁹ Namjezno – Mužakowska wotnožka serbšćiny, in: ČMS, XXII, 1869, S. 57–93.

Bedauerlicherweise waren Jahn weder die Kasus latinisierter Namen noch ihre alten Schreibweisen bekannt. So konnte z. B. aus dem Bolz*ij* geschriebenen Genitiv von Bol[t]zius ein „Bolzy“ entstehen und in dieser Form als Name des Pfarrers im Text erscheinen.¹⁰

Im Vorwort spricht Jahn von seiner Absicht, die Forschungsergebnisse in dichter ethnologisch geschulter Erzählweise darzustellen. Die große Menge gleichzeitiger Informationen, durch eingefügte Nebensätze noch verstärkt, führt stellenweise zu einer epischen Breite. Mit dem vergleichbaren Problem sehr vieler und wesentlicher Detailinformationen hatte beispielsweise Heinrich Kramm zu kämpfen, der sich deshalb zu einer Trennung von Text und Anmerkungen entschloss.¹¹ Eine in diesem Sinne vorgenommene Trennung von Text und Anmerkungen hätte m. E. dem Nepila-Buch zum Vorteil gereicht.

Ein Nachlesen des sorbischen Originaltextes ist nicht immer möglich, denn die Monografie von Hélène Brijnen „Die Sprache des Hanso Nepila“ (2004) enthält nicht alle von Jahn benutzten und übersetzten Originalschriften. Auch das deutsch-sorbische Lesebuch „Hanso Nepila. Im Kämmerlein hab ich geschrieben“ (2006) enthält nur Auszüge aus Nepilas schriftlichem Nachlass.¹² Peter Jahn übertrug sämtliche Handschriften Nepilas neu (S. 629–760). Es wäre eine Bereicherung des Buches gewesen, wenn Original und übersetzte Texte nebeneinander gedruckt worden wären. Die Jahn'sche Übersetzung gibt allerdings nicht in jedem Fall Hanso Nepilas Aussagen und Empfindungen adäquat wieder. Doppelte Verneinung ergibt im Deutschen eine positive Aussage – im übersetzten Nepila-Text aber wurde die doppelte Verneinung stets wortwörtlich übernommen. Im Deutschen gibt es für „pusty wjacor“ keine lexikalische Entsprechung; pusty wječor, niedersorb. pusty wjacor ist das am Vorabend einer Beerdigung mit Singen und Beten verbundene Abschiednehmen von einem Verstorbenen. Jahn beschreibt diesen Abend vor Nepilas Beisetzung folgendermaßen: „Weder die Angehörigen noch die Dorfbewohner, die sich bald zur Leiche gesellten, hätten gewagt, etwas aus ihrem früheren Besitz zu entfernen. [...] Am 22. Juni 1856, am Abend vor der Bestattung, kam eine kleine Gruppe der erfahrensten Dorfmädchen unter Leitung ihrer Kantorin in das Sterbehaus Nepila Nr. 25, um den pusty węcór¹³ (= wüster, stiller Abend), die traditionelle private Abschiedszeremonie, zu begehen.“ (S. 605) Sich zur Leiche zu gesellen würde bedeuten, dass auch diese Personen tot gewesen sein müssten; und was soll man unter den erfahrensten Dorfmädchen verstehen? Die Kantorin, sorbisch kantorka, ist keine Geistliche, sondern die Vorsängerin; sicherlich bedeutet pusty neben still, ruhig auch öd und leer und in diesem Sinne wüst – doch wüst für den Begriff pusty wječor als

¹⁰ Im Register der 18 wendisch predigenden Pfarrer von Schleife (1564–1938) sind bis zur Nr. 8 die Namen falsch wiedergegeben worden (S. 844).

Die Familie Bolz (Boltzius) stammte aus der Niederlausitz; Bartholomäus B. ist um 1613 in Niewerle/Sorau als Pfarrer bezeugt, der dort 1613 geborene Joachim B. war 1643 Pfarrer in Baudach/Sorau, 1644 in Pforten/Forst, 1649 wirkte er als Pfarrer in Schwanteshagen, kehrte 1657 nach Pforten zurück, emeritierte dort 1679, wo er 1693 starb. Heinrich Christianus Boltzius Lusatus, 1665 Immatrikulation in Frankfurt (Oder); Martinus Boltzius Muscovia-Lusatus, non iur. 1666 in Frankfurt (Oder).

¹¹ Heinrich Kramm, Studien über die Oberschichten der mitteldeutschen Städte im 16. Jahrhundert (Sachsen, Thüringen, Anhalt), Köln 1981 (= Mitteldeutsche Forschungen; 87), Bd. 1 und 2.

¹² Die Texte waren von Fabian Kaulfürst und dem gebürtigen Schleifer Heinz Richter übersetzt worden.

¹³ Richtig: wječor.

den primären Bedeutungsinhalt zu nennen ist falsch. Das von Jahn benutzte Lexem „Verhanster“ für Nepilas „hanskaty“ ist völlig unverständlich. Im Originaltext kommt „hanskaty“ zehn Mal vor; Brijnen übersetzt das Adjektiv als „böser Hans“. Nepila schrieb „hanskaty lozy“, „hanskaty, ten lozy“, „ten lozy hanskaty“, „ten twoj lozy hanskaty“ – hier ließe sich *hanskaty* nach Brijnen mit „böser“, nach meinem Gefühl noch besser als „verflixter Hans“ (statt gedachtem „verdammter Hans“) übersetzen. Dagegen ist z. B. „fauliger Faulpelz“ falsch übersetzt; im Originaltext steht in der Regel „gnilej gnilejaty“ – Faulpelz fauler.¹⁴ Doch nicht allein die Übersetzung weist sprachliche „Unebenheiten“ auf.¹⁵ Im Kapitel Begriffs- und Quellengeschichte (S. 26–37) erklärt Jahn u. a. seine Entscheidung, das Lexem *Roboter* für den Begriff Fronarbeiter zu verwenden. Die Bedeutung des 1922 von Karel Čapek geschaffenen Kunstworts für einen Maschinenmenschen (S. 27) ist, da es überwiegend in der Literatur verwendet worden war, aus dem deutschen Sprachgedächtnis verschwunden. *Roboter* wird heute ausschließlich in der Bedeutung elektronischer Rechner benutzt. Das slawische Substantiv *robota* wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts ins Ostmitteldeutsche entlehnt, als der sog. Landesausbau der eroberten slawischen Gebiete östlich der Oder in vollem Gange war und die überwiegend nichtdeutschen und mehrheitlich leibeigenen Bauern zu Robotten – Fronarbeiten – für den Landbesitzer gezwungen wurden. In der übernehmenden Sprache erfuhr das slawische Wort für Arbeit eine Bedeutungsverengung zu Fronarbeit. Im Obersorbischen heißt Fronarbeiter *robočer*. Dies als *Roboter* zu übersetzen und in Titel und Text anzuwenden war keine sehr gute Idee.

Die engmaschigen und vielschichtigen Analysen Peter Milan Jahns vermitteln einen umfassenden Einblick in die gesellschaftlichen Entwicklungen und Umbrüche in dem von ihm in die Untersuchung einbezogenen Zeitraum, die das Leben in der abgeschiedenen Welt der Muskauer Heide im Guten wie im Schlechten beeinflusst und verändert haben. Hanso Nepila war weder Rebell noch Prophet oder Theologe, sondern all sein Leben hindurch ein armes, geschundenes und verbittertes Menschenkind, das sich wahrlich einen besseren Lebensabend verdient gehabt hätte. Das Schreiben beruhigte den alten Mann, schirmte ihn ab vor der gehässigen, ungebildeten und fast unvorstellbar groben Schwiegertochter und den gegen ihn aufgehetzten Enkelkindern. Das Schreiben gab Nepila ein wenig von dem bescheidenen Selbstbewusstsein zurück, das er bis zur Übergabe des Hofes an seinen Sohn noch besessen hatte. Beeindruckt und geprägt von der in den pietistischen Konventikeln vermittelten Frömmigkeit und Demut, ergab sich Nepila in sein Schicksal, das ihm so viel Mühe, Arbeit, Armut und seelische Einsamkeit beschert hat.

Doris Teichmann

¹⁴ Bei Brijnen, a. a. O., Zeilen 1389, 2265, 4313, 4384, 5651, 5401.

¹⁵ „Der wendisch klingende Matthäs Slabke“ (S. 72) wurde unüberlegt zu Papier gebracht.